Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 2

Artikel: Die Entscheidung [Fortsetzung]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633735

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern - Telephon Bollmerk 33 79

Die klare Schale.

Von Johanna Siebel.

Ein jeder Tag hält eine klare Schale, Darin von Ewigkeit zu Ewigkeit Die Stunden fließen läßt die Mutter Zeit. Und in der Schale, die ein Tag so hält, Da spiegelt sich mit ihrem Gram und Glück die Welt. Und Reid und Mord und haß und Streit, Und höchster Glanz und tiefstes Leid, Der Liebe Schmerz und Bitterkeit Und ihre süße Seligkeit Sind, eng gedrängt, Darin vermengt. Und wenn die Schale überfließt Und sie sich zitternd neigt, dann gießt Die große milde Mutter Zeit Lautlos der Schale Inhalt in die Ewigkeit. Und hält die Schale einen Augenblick in händen

Und schaut gespannt, ob ihre Slächen senden Ihr Licht so ungetrübt und klar, So schönheitsvoll, wie es am Morgen war. Doch jeder Schale Klarheit noch ward rauh versehrt. Von Menschenhaß und Bitterkeit verheert. Und keine noch behielt den Strahlenkranz, Und keine noch den jungen hoffnungsglanz. Und Schale sinkt um Schale mit herab Und Tag um Tag ins große Nichts, ins Grab. Wenn aber einstens einmal Eine Schale hält ihr klares Licht. Dann geht zu Gott mit ihr die Mutter Zeit und spricht: "Allvater sieh! Die Menschheit ist bereit; In diesem Kleinod hier strahlt Menschlichkeit. Bier reicht sie dir der Menschheit höchste Zier! Nun, herr, laß deine snade leuchten über ihr!"

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Boßhart.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Er rieb seinen Zwider mit einem Stüd Sirschleder sehr eifrig und war nun sichtlich aufgeräumt, der gute Geist hatte auf dem ganzen Gesicht gesiegt.

"Du hast doch einen schönen Beruf!" jubelte Olga in ihrer kaum hörbaren Art, durch den Umschlag in seiner Stimmung ganz beglückt.

"Ja", entgegnete er, "aber Glüd muß man haben. Was nüßen mir meine Kenntnisse, wenn ich sie nicht verwerten kann?"

"Berwerten! Berwerten! Deine Runft muß doch nicht dir, sondern den andern helfen, das ist doch gerade das Schöne baran."

Er warf ihr einen spiten Blid 3u: "Ich benke, meine Runst hilft ben andern und mir! Hilft sie mir nicht, so wird sie auch den andern nicht helfen. Das ist so ein Geset!"

"Das bist ja gar nicht du, der so spricht, Albert!"

"Doch, doch, ich spreche hier in meiner höchsteigenen Person. Das ist meine Philosophie: Do ut des. Alles unter Menschen beruht auf Gegenseitigkeit. Ich gebe, um zu empfangen! Euer Altruismus, eure einseitige Güteausstrahlung ist eine Unnatur und als solche zur Ohnmacht verdammt. Was hat sie denn schon zustande gebracht, sage selber, diese Pflästerchenmedizin?"

"So hättest du früher nicht gesprochen." "Gesprochen? Bielleicht nicht."

"Aber gedacht?" wollte sie ihm entgegenhalten, doch sie schwieg. Sie war ganz betrübt geworden. Er sah, was in ihr vorging, und suchte sie zu beschwichtigen. "So sind wir nun einmal, wir Mediziner", sagte er lachend. "Wir sind eben Materialisten, wir werden's durch unser Studium, wir werden's erst recht in der Praxis. Das ist der Erbstuch unseres Beruses. Wir tanzen zwischen Wissenschaft und Geschäft, zwischen Krankenbett und Brotkorb auf einem Seil von etwas zweiselhafter Art auf und ab."

"Du verleumdest deinen Stand, du gibst ein Zerrbild davon, das ist garstig. Du schilderst die Ausnahme", entgegnete sie fast heftig, "ich kenne Aerzte, die keine solchen Seiltänzer sind." Er lachte: "Ich natürlich auch! Mich zum Beispiel. Man muß die Worte nicht zu wörtlich nehmen."

Sie wurde immer unruhiger, sie meinte, einen wildsfremden Menschen zu hören. Und plötzlich bäumte sich der Gedanke in ihr auf: "If es dieser Mensch, du einfältiges Geschöpf, dem du geopfert hast und dem weiter zu opfern du heute hierhergesahren bist? So war er früher nicht!"

Um ihre Niedergeschlagenheit nicht zu zeigen, suchte sie ein anderes Gespräch und fragte ihn, ob sich die Einrichtung seiner Wohnung bewähre. Sie traf es wieder schlecht, er argwöhnte, sie wolle ihn baran erinnern, daß sie ihm einst alles auf ihre Kosten besorgt und zurechtgestellt hatte. Es zudte ihm nervös über die ganze linke Gesichtshälfte, aber er nahm sich zusammen und machte ihr ein Kompliment: alles sei vortrefflich eingerichtet, und er habe in dieser Sin= sicht nichts zu wünschen, als ... als daß die Möbel von den Klienten mehr abgenütt würden. Er hatte sagen wollen, als einen schönen Teppich ins Wartezimmer, um auf die Rlienten Eindrud zu machen, unterdrückte aber den Gedanken. Sätte er ihn ausgesprochen, sie hätte ihm schon am nächsten Morgen einen fostbaren Teppich geschickt, und das wollte er jett nicht. Eine Stimme verbot ihm, sich ihr an diesem Tage neu zu verpflichten. Er war ihr gewiß dantbar, wie hatte es anders sein können, aber von ihr jett etwas annehmen, hatte geheißen, sich für immer an sie binden, sie heiraten.

Es war eine Stille entstanden, die nicht peinlicher hätte sein können, wenn der Arzt seine geheimsten Regungen ausz gesprochen hätte.

"Weißt du, wenn der nächste Zug für mich fährt?" fragte Olga, die ihren Entschluß nun gefaßt hatte.

"Du denkst doch nicht schon an die Heimreise!" warf er ihr in tadelndem Tone hin, "du mußt unbedingt ein paar Tage hier bleiben."

"D nein", sagte sie, "ich wollte dich nur kurz besuchen, ich hatte in der Hauptstadt zu tun und fuhr dann noch schnell hierher."

"Du hättest dir schon etwas mehr Zeit nehmen sollen."
"Oh, wir haben uns ja mehr als genug sagen können."

Er hörte über das Wort weg: "Das nächste Mal mußt du dich besser einrichten. Du trinkst doch noch den Tee mit mir? Dein Zug fährt erst nach vier Uhr." Er öffnete, ohne eine Antwort abzuwarten, die Türe und rief in den obern Stock hinaus: "Fräulein Strickler, sehen Sie uns einen Tee an, aber etwas rasch."

"Rasch muß es allerdings sein", sagte Olga, auf ihre Uhr schauend. Er fühlte die Spike des Wortes, aber er wollte heute nicht empfindlich sein, es galt, ohne Schaden zu nehmen, durch diesen heiklen Tag zu kommen. Nachher konnte man wieder sehen. Olga fuhr ja nicht aus der Welt.

Nachdem die Abreise beschlossen war, entspannte sich die Luft im Doktorhaus. Beim Tee frischten die Freunde Jugenderinnerungen auf. Sie waren zusammen in die Schule gegangen, er als gescheiter, strebsamer Arbeiterjunge, der die Rechnungen immer am schnellsten löste, die schönsten Aussätze schrieb, die Gedichte am eindrucksvollsten vortrug; sie als vornehmes, durchaus nicht ehrgeiziges Mädchen, das alle seine Zeit am Klavier zubrachte. Vielleicht, weil die zwei so verschieden waren, wurden sie zueinander hingezogen, jedes hatte für das andere eine Art Bewunderung, er für

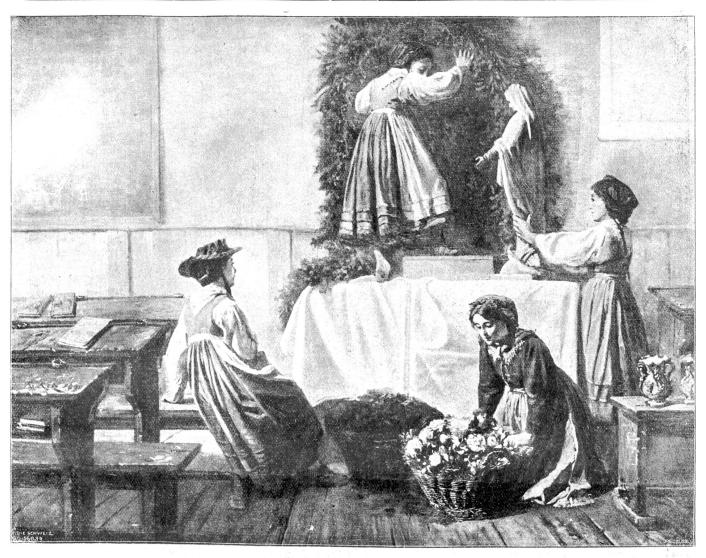
ihr feines Wesen und ihr Rlavierspiel, sie für seine Gescheitheit. Als Albert in die Stadt aufs Gymnasium fam und nur noch die Ferien im Dorfe verbrachte, wurde das alte Berhältnis durch die Trennung noch fester, und mit siebzehn Jahren betrachteten sich die beiden fast als Verlobte, nur unter sich natürlich. Alberts Bater war Stider, ein seltsamer Schönredner und Stimmungsmensch. Waren die Beiten gut, so ließ er das Geld mit flinker Sand klingeln, waren sie schlecht, so hängte er die Ohren und prophezeite das Ende des eidgenössischen Baterlandes oder gar der Welt. In den Jahren, da Albert das Gymnasium besuchte, konnte Bater Niederer in den Hosentaschen klimpern, als aber die Universitätsjahre heranrudten, fam die Stiderei, wie so oft, in Note. "Aus deinem Studium fann leider nichts werden, mein geliebter Sohn", erklärte der Alte. "Wenn ich nur wüßte, was ich mit dir, als der föstlichsten Frucht von meinem Lebensbaum, anzufangen habe. Soll die Stidmaschine bich gerbeißen? Ach, die Stifmaschine hat ja feine Bahne mehr, fertig ist sie, lahm und tot. Aber das Ende des Ganzen wird ja nun gludlicherweise kommen, das wollen wir in Ergebung abwarten, mein Albert. Alles ist jett gleich. Man kann nicht mehr als verhungern Und bas fann nach dem Beispiel der Sungerfünstler gar nicht ichredlich sein. Schiden wir uns also in das Unabwendbare, mein Sohn, und lassen wir alle Guthaben an das Leben fahren! Ruhig ist des Todes Schlummer und der Schof der Erde fühl."

"Nein", schrie ihm Albert ins Gesicht, "für mich und meine neunzehn Jahre sage ich dreimal: Nein. Lieber begehe ich einen Raubmord, als daß ich meinen Plan aufgebe."

Das wilde Wort imponierte dem Alten. "Großartig gesprochen, mein Sohn, mein Erst- und Einziggeborener. Du wirst es erreichen, du hast die Stirne und die Augen dazu. Es ist ein Teusel in dir und ein Engel, die streiten sich um dich. Schließlich wird der siegen, der dir am meisten nütt. Recht so, mein Albert Schwarz-Weiß, mein guter Raubmörder! Gehe hin, mein väterlicher Segen und Freispruch wird dir gehäuft und übergehäuft zuteil werden, und bin ich einmal verhungert, so begrabe mich ehrlich, das ist alles, was ich von dir wünsche."

Albert ging. Er irrte den ganzen Tag in den Feldern und Wäldern umher. Am Abend stieß er auf Olga Schläpser, und sie versprach Silse. Zuerst steckte sie ihm ohne Wissen des Bormundes ihr Kassahest zu, später, als sie volljährig war und über ihr Erbe verfügen konnte, so viel er brauchte.

Diese heiklen Dinge berührten Doktor Niederer und Olga Schläpfer beim Tee nicht, sie sprachen auch nicht vom Erwachen und Wachsen ihrer Liebe, sie vermieden mit peinlicher Sorgfalt alles Berfängliche, liehen ihre Lehrer und Nachbarn, ihre Kameraden und Kameradinnen vorübers spazieren und schienen recht vergnügt zu sein. Um vier Uhr begleitete der Doktor Olga zum Bahnhoß, er trug ihr gaslant das Köfferchen, versicherte ihr, wie sehr ihn das Wiederssehen gefreut habe, und sprach die Hoffnung auf einen baldigen und zwar längeren Besuch aus. Er war nun ganz Güte, der Doktor Albert Schwarz-Weiß. Olga fand den Weg zur Station viel länger, als sie ihn in der Ersinnerung hatte, und schrift weit aus. Sie kamen fast eine Viertelstunde zu früh und gingen vor dem Stationsgebäude langsam auf und ab. Einmal blieb der Doktor stehen und



Raphael Rit: Am Seftvorabend.

wies mit der Sand nach einem Landhaus, das hinter alten Linden hervor von einer kleinen Terrasse herabschaute. "Dort wohnt die Familie, von der ich dir sprach. Ih muß noch einmal nach dem Kinde sehen. Es ist ia wahrscheinlich, daß es mich nicht braucht, aber man wird mir dankbar sein, wenn ich schnell nachschaue. Siehst du, ein Arzt muß ein Diplomat sein, alles muß er sein."

Sie zudte zusammen und blidte nach dem Zug, der herandröhnte. Die beiden reichten sich rasch die Hand, er trug ihr das Köfferchen in den Wagen und wählte für sie einen Plat aus. Der Zwider siel ihm von der Nase, als er das Köfferchen im Netz versorgte, er nahm sich nicht die Zeit, ihn wieder festzuklemmen und ließ ihn an der Schnur pendeln. Hastig verließ er den Eisenbahnwagen, denn schon hämmerte die Signalglock. Er blidte dem entzeilenden Zug nach, ob nicht irgendwo ein Taschentuch winke. Umsonst. Er grüßte aber doch mit der Hand, um ja nichts zu versäumen.

Nachdenklich, im Grunde von sich selber angewidert, stieg Doktor Niederer zum Lindengut hinauf. "Was das verfluchte Leben aus einem macht!" schalt der gute Geist in ihm.

Das gerettete Rind spielte mit den andern unter den Bäumen. Die Mutter und ein etwa zwanzig Jahre altes Fräulein in Trauerkleidern fagen in einem Gartenhäuschen und betrieben ihre Sandarbeiten. Frau Ehrensberger kam bem Argt freudig entgegen, dankte ihm für den Besuch und versicherte, die Patientin sei so munter wie vor dem Unglüd, er möge sich selber überzeugen. Die Rleine ließ sich wirklich in glühender Bege um einen Saselbusch jagen. Doktor Nieberer sette sich, der Einladung der Damen folgend, ins Gartenhäuschen. Er war sehr mitteilsam und verscheuchte seine schlechte Stimmung mit seinen eigenen Worten, er verschmähte es sogar nicht, ab und zu einen billigen Wit ins Gespräch zu werfen oder ein galantes Wort anzubringen, denn es stand ihm vieles zu Gebote. Als Frau Ehrensberger schnell nach den Kindern sah, machte er dem Fraulein ein Kompliment: nur Damen mit zierlichen Sänden sollten Frivolitespigen machen, ihr zuzusehen sei ein wahres Bergnügen. Sie errötete leicht, er wandte fich weltmannisch Frau Chrensberger zu, die gurudkehrte, und erhob sich bald jum Geben. Ein Argt muß sich geschäftig zeigen, das war eines seiner Pringipien. Frau Chrensberger begleitete ihn bis zu den letten Bäumen und bat ihn für den nächsten



Raphael Rit : Interieur der Valère in Sitten.

Sonntag jum Mittagessen ins Lindengut, ihr wäre es eine große Ehre und ihr Mann würde sich gewiß außerordentlich freuen, den Retter seines Lieblings kennenzulernen.

(Fortsetzung folgt.)

Raphael Ritz, genannt der Alpen-Raphael. 311 feinem 100. Geburtstag am 17. Januar.

Um 17. Januar 1829 wurde in Brig der Maler geboren, dem das Wallis großen Dank schuldet, da er seine Berge und Täler und bessen Bewohner mit ihren Sitten und Gebräuchen so sommathisch und liebenswürdig darzustellen verstand, daß, wer die Bilder betrachtete, in sich den Wunsch vers spürte, dieses Land mit eigenen Ausgen kennen zu lernen. Raphael Ritz war der Sohn des Porträtssund

Kirchenmalers Lorenz Justus Ritz, der als Zeischenlehrer am Jessuitenkollegium in Brig wirkte. So wuchs Raphael

sozusagen mit Pinsel und Palette auf. Sein Vater war auch sein erster Lehrer in der Zeichenkunft.

Obschon ein Oberwaltiser (von Niederwald im Gomsertal gebürtig), war Bater Nitz ein eisriger Liberaler, so daß ihm Brig als

Wohnort nicht mehr behagte und er Ende der 30er Jahre sich ent= schloß, mit seiner Familie nach Sit= ten hinunter zu ziehen. Raphael verlor hier seine Mutter; aber er hatte das Glück, eine verständnis volle Stiesmutter zu bekommen, die den etwas schwäch= lichen Anaben mit Sorgfalt und Lic= be umgab.

Früh lernte er auf Fußwan= berungen sein schö= nes Heimattal ken= nen. Als 20 Jäh= riger drang er bis ins Picmont vor. Eine Zeitlang ar= beitete er bei De=

stansim Atelierseines Onkels, woer sühliche Madonnen- und Heisenbilder kopierte. Von hier aus kam er 1853 an die Malakademie in Düsseldorf, wo er Schüler wurde zuerst des Historienmalers Prof. A. Mücke, dann im Antikensaal von Prof. R. Sohn, dann in der Malklasse der Professoren Fr. W. von Schadow und F. Th. Hisbebrandt. Von 1856 bis 1860 arbeitete er als ausübender Künstler im Atelier von Prof. R. Jordan.

Er hatte seine Richtung längst gesunden. Die Darstellung des heimatlichen Boltslebens zog ihn am meisten an. Aus seiner Düsseldorferzeit stammen "Schweizermädchens Toilette am Sonntagmorgen" (1856) und der "Hausserer im Wallis"; letzteres Bild kam in den Besitz des Berner Kunstmuseums; ferner "Eine Dorfgeschichte" (1857), "Das Blindes